

Gabu Heindl

Ein Rot, das sich schön anfühlt. Zur Prototyp-Entwicklung barrierefreier Ausstellungsarchitektur.

„The future is accessible.“

Aktivistin Annie Segarra, 2017



ERFAHREN, BEGREIFEN, TEILHABEN: DER BEGINN

Detail des Ausstellungs-
objekts (Bildschirm)

Rot, Flieder, Orange und Grau, samtene Holzoberfläche und skulpturale raumgreifende Formen: In diesem Text geht es um prototypische Ausstellungsarchitektur, erarbeitet gemeinsam mit Frauen mit Behinderungen in Hinblick auf größtmögliche Reduktion von

Gabu Heindl ist Architektin und Stadtplanerin und auch die Architektin unseres barrierefreien Ausstellungsmoduls. Ihr Büro <http://www.gabuheindl.at/> ist spezialisiert auf Realisierungen von öffentlichen Kultur- und Sozialbauten, städtebauliche Studien und Planungen sowie Forschungen und Publikationen zu Planungspolitik und öffentlichen Raum. 2020 ist ihr aktuelles Buch erschienen: „Stadtkonflikte. Radikale Demokratie in Architektur und Stadtplanung“, im Mandelbaum-Verlag.

Barrieren und Behinderungen *und* lustvolle Formen und Farben. Ziel des im Folgenden beschriebenen Entwurfsprozesses ist die Möglichkeit zur Teilhabe an Ausstellungen, ihrer Gestaltung, ihren Inhalten – für alle Menschen ungeachtet ihrer unterschiedlichen *Abilities*, also Fähigkeiten bzw. Möglichkeiten.

Im Entwicklungsprozess war ein großes Team von Expertinnen tätig. Neben dem Kernteam der Auftraggeberinnen und Architektinnen waren Teilhabende vor allem der Workshops blinde Frauen, Frauen mit Sehbeeinträchtigung, gehörlose Frauen und Frauen mit Gehörbeeinträchtigung, Frauen mit Lernschwierigkeiten, mobilitätsbeeinträchtigte Frauen und Frauen im Rollstuhl (siehe Liste unten). In einer Reihe gemeinsamer Workshoptermine wurden die Ergebnisse einer Studie über Behinderungen von Frauen im öffentlichen Raum (speziell in Wien) als erste Ausstellungsinhalte für die Testmodule und Gestaltung der Ausstellung herangezogen.¹

Das im Titel angesprochene Rot, das sich gut anfühlt, ist die rote Farbe am verkleinerten Modell eines Ausstellungsmoduls in der Hand einer der blinden Workshop-Teilnehmerinnen. Dieses Rot meint aber auch die Farbe der roten Teppichstreifen als Bodenleitsystem, die den blinden Frauen Orientierung verschaffen und in ihrer weichen Materialität zugleich den Frauen im Rollstuhl ein angenehmes Darauf-Fahren ermöglichen. Beide Peergruppen sprachen sich explizit für ein Rot aus. Womit wir uns mitten in den multi-ästhetischen Gestaltungsfragen und interagierenden Ansprüchen wiederfinden, wie sie den partizipativen Gestaltungsprozess begleiteten. In welcher Höhe sollen die Gebärdensprache-Videos angebracht werden, und wer sollte sie einsprechen? Die Gebärdensprache gehörloser Menschen ist authentischer und auch verständlicher als jene professioneller, hörender GebärdensübersetzerInnen,

¹ Aus der Studie „Frauen, die behindert werden ... auf ihrem Weg zur Gleichstellung in Wien“, L&R Sozialforschung, im Auftrag der MA57. Darin ebenfalls berücksichtigt sind auch die Barrieren im öffentlichen Raum für Frauen mit fortschreitenden chronischen Erkrankungen, Frauen mit Trisomie 21, Frauen mit psychischen Erkrankungen, Mütter von behinderten/beeinträchtigten Kindern. Die Studie ist unter <https://www.wien.gv.at/menschen/frauen/pdf/studie-behinderung-langfassung.pdf> abrufbar.

zudem ist diese Expertise teilweise auch wichtiger Teil der Erwerbsarbeit gehörloser Menschen. Wie lässt sich die Komplexität von Gender-Ungleichverhältnissen in leichter Sprache vermitteln, wie viel Platz nimmt der Brailleschrift-Text ein, damit keine inhaltliche Nuance verloren geht? Diese spezifischen Fragen rund um das Ausstellen sind nur ein Teil der Auseinandersetzungen, wie sie auch für umfassendere gesellschaftliche Bedingungen zu führen sind: Auseinandersetzungen nach den ausgrenzenden gesellschaftlichen Bedingungen – und ihren ästhetischen Formen – im öffentlichen Raum und mit der Art und Weise, wie diese den Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe einschränken.

Denn sozial konstruierte Behinderungen finden sich in Ausstellungsräumen in ähnlicher Form wie im öffentlichen Raum wieder: nicht adäquate Zugänglichkeit und Orientierung, fehlende Infrastruktur (wie etwa barrierefreie WC-Anlage, stufenloser Zugang, Leitsystem, Rastmöglichkeiten), mono-ästhetische Informationen (keine Übersetzung für blinde Menschen, Texte nur in deutscher Sprache etc.). Die Ausstellungskultur muss sich also ändern, wenn uneingeschränkte Teilnahme und Teilhabe aller die Ziele sind. Und diese Ziele beziehen sich nicht nur auf das möglichst barrierefreie Besuchen von Ausstellungen, sondern auch auf die aktive Teilhabe an deren Gestaltung. Hinderungen sind abbaubar – und ihr Abbau gelingt noch leichter, wenn diejenigen, die diese Hinderungen täglich erfahren, daran mitarbeiten können.

AUSTAUSCHEN, WEITERGEBEN, LERNEN: DER PROZESS

Mit einem ersten Entwurfsansatz für das Ausstellungskonzept ging es – zunächst noch mit Modellen, dann mit den realisierten Modulen –

in einen schrittweisen Entwicklungsprozess mit betroffenen Peers, die ihre Anliegen und Erfahrungen in Hinblick auf mehr und bessere barrierefreie Zugänge zu Informationen anhand der vorgeschlagenen Architektur einbrachten. Zunächst war der Entwurf des Ausstellungsobjekts nur in Form von Holz-Miniaturen als tast- und bewegbare Arbeitselemente in den Workshops anwesend (siehe Abbildung unten und auf der Seite gegenüber), in den letzten zwei Runden war es die realgroße Installation, an der die Barrierefreiheit 1:1 getestet werden konnte. In mehreren Workshop-Runden war es unser gemeinsames Ziel, maximale Inklusivität der Ausstellungsmodule zu entwickeln, also den Raum, die Gestaltung und die Inhalte so „barrierearm“ wie möglich zu konzipieren.

In den Workshops, an denen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen gemeinsam teilnahmen, wurden das Geteilte wie auch das Unterschiedliche ihrer Marginalisierungserfahrungen deutlich sowie darüber hinaus eine intersektionale² Mehrfach-Benachteiligung: FLINT – Frauen, Lesben, Inter-, nicht binäre und Trans-Personen mit Behinderungen sind von multiplizierenden Ausschlusserfahrungen betroffen. Im Versammeln rund um das Projekt konnten die Peers sich auch über Finanzierungsthemen, über genderspezifische Probleme im öffentlichen Raum, aber auch zu Fragen der Selbstorganisation austauschen: Ein Großteil der

² Die Perspektive der Intersektionalität zeigt die Vervielfachung von Unrechtserfahrungen in der Verschränkung von Geschlecht, Klasse, „Rasse“, erweitert um die Erfahrung von Menschen mit Migrationserfahrung und Menschen mit Behinderungen, auf.

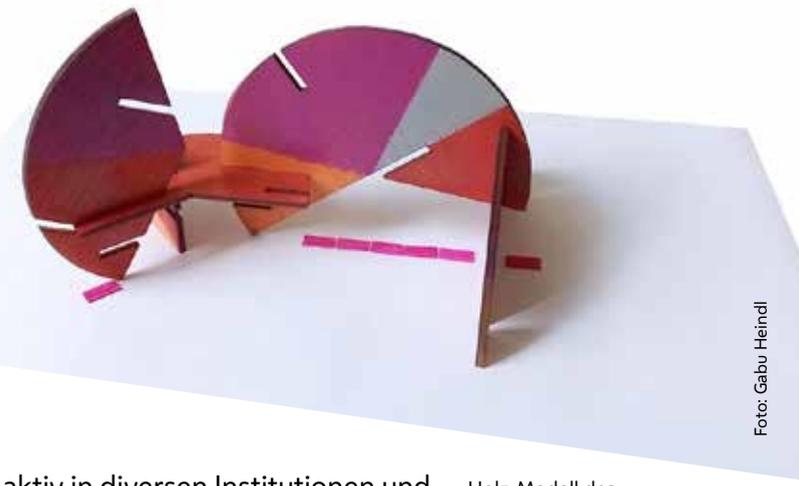


Foto: Gabu Heindl

Holz-Modell des Ausstellungsobjekts, Steckvariante 2

Teilnehmerinnen sind aktiv in diversen Institutionen und Vereinen, die Erfahrungen und Sichtweisen behinderter Menschen im Mittelpunkt haben – im Blindeninstitut, im Gehörlosensportverband, bei den Paralympics, im Menschenrechtsbüro der Stadt Wien.

Für den Start der Workshops hatten wir eine Liste von allgemeinen Fragen erarbeitet: Was motiviert Sie – neben dem Thema der Ausstellung –, eine Ausstellung zu besuchen? Was hindert Sie daran, was schreckt ab? Welche Vorab-Informationen zur Ausstellung brauchen Sie, und wo bekommen Sie diese Informationen? Wie sollte eine Ausstellung gestaltet sein, damit Sie ihren Erwartungen und Erfordernissen entspricht? Die Antworten sind eine Sammlung unterschiedlicher Bedürfnisse und Anforderungen. Diese Antworten und vor allem die immer genauer werdenden Feedbacks auf den Entwurf haben sich zum Teil gegenseitig bestärkt, sich aber auch manchmal stark widersprochen. Denn durch die gemeinsame Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Behinderungen konnten die widersprüchlichen Ansprüche deutlich herausgearbeitet werden: eine Maßnahme, die eine der Peer-Gruppen befürwortet, mag für die andere ein Hindernis darstellen. Ausstellen für alle ohne jegliche Barrieren ist nicht möglich, deshalb sprachen wir ab einem gewissen Zeitpunkt von der „barrierearmen“ Ausstellung.³ Sitzgelegenheiten (Hocker, Stühle, Bänke) für Gehschwache können zum Beispiel für

³ Dennoch bleiben wir im Titel und in der Forderung bei „barrierefrei“ – um den Anspruch so hoch wie möglich zu halten.



Holz-Modell des Ausstellungsobjekts, Steckvariante 1

Foto: Gabu Heindl

den Ausstellungsbesuch einer blinden Frau oder einer Frau mit Rollstuhl ein unerwartetes Hindernis sein. Eine Antwort könnten leicht verschiebbare Sitzgelegenheiten sein. Je leichter etwa ein Hocker, desto leichter lässt er sich auch selbstbestimmt wegschieben, wenn er allerdings zu weit verschoben wird, kann ihn eine blinde Frau nicht mehr finden. Die durch die gemeinsame Entwurfsdiskussion unmittelbar geteilte Erfahrung der Unterschiede produzierte mehr gegenseitiges Verständnis für die unterschiedlichen Bedürfnisse und Ansprüche, als es einzelne Forderungskataloge schaffen könnten.

Kollektive Selbstbemächtigung entsteht aus der Erfahrung sowohl der Unterschiedlichkeit als auch der Gleichheit: Lehrreich, lustig, empowernd, wurde in den Workshops klar, dass sich alles immer auch in anderer Form sichtbar, hörbar, lesbar, verstehbar machen lässt, auch Heavy Metal für Gehörlose und ein bestimmter Rotton in den Händen von blinden Menschen.

DIE STATISTIK AUF DEN KOPF STELLEN: DER ENTWURF

Ausgangspunkt für den Entwurf der Ausstellungs-module bildet das statistische Tortendiagramm (auf Englisch: pie chart), das in auffällig vielen Studien – auch Studien des Frauenservice Wien – eingesetzt wird, um die (Un)Gleichberechtigung von Frauen zu vermitteln. Mensch kennt sie: Neben dem Balkendiagramm ist die unterteilte runde Form eine der bekanntesten Darstellungsformen von Häufigkeitsverteilung, Prozentanteilen, Verhältnissen, auch Ungerechtigkeiten: etwa der Anteil von Menschen mit Behinderung an der Gesamtbevölkerung, Nettoausgaben für Sozialleistungen, Equal Pay Day, Ausschlussformen etc.



Foto: Gabu Heindl

Statistische Diagramme sind informativ, aber auch zuschreibend, fixierend, objektivierend. Auf Basis der Kritik an positivistischer Statistik und im Betonen der Möglichkeit, Verhältnisse zu ändern, lautet das Motto der Ausstellungsarchitektur: Wir stellen die Statistik auf den Kopf! Wir eignen uns die Zuschreibungsformen an, überzeichnen sie in ihrer Buntheit, Vielschichtigkeit, drehen und kippen sie, zeigen auf, inwiefern sie nie vollständig sind, wie ihre Leerstellen vom Nicht-Vorhandenen, Noch-nicht-Gedachten zeugen, besetzen das Stück vom Kuchen, um das es sich im Konflikt dreht.

Die Form der Ausstellungsarchitektur spielt also mit übergroßen, in verschiedenen wagemutigen Aufkippungen zueinander montierten Tortendiagramm-Elemente. Die entstehenden Skulpturen entsprechen

Ausstellungsobjekt
aufgebaut (1. Entwurf),
ohne Ausstellungsinhalte



Workshop-Teilnehmerin
erkunden Ausstellungsobjekte



Detail Ausstellungsobjekt (Tastmodell)



der Idee, wie wir uns die Vermittlung von feministischen und intersektionalen Anliegen von und für Menschen mit Behinderungen vorstellen: bunt, kantig, laut und sichtbar!

Das Tortendiagramm wird buchstäblich verräumlicht – und zugleich wird es dekonstruiert, in Einzelteile zerlegt, werden fixe Prozentzahlen hinterfragt. Die Verhältnisse lassen sich ändern, die Module immer wieder anders zusammenbauen. Im Ausstellungsdisplay wird trockene Statistik zum Spiel.

Die Tortenteile sollen ermächtigen, nicht erdrücken, also sind sie aus leichtem Balsaholz gebaut, was sie trotz ihrer Höhe (bis zu drei Meter) in allen Positionen dreh- und positionierbar macht. Mithilfe eines mit einfachen Schraubmaschinen und Schraubenziehern (de)montierbaren Stecksystems lässt sich eine Vielzahl vorprogrammierter formaler Möglichkeiten räumlich umsetzen.

VERSINNLICHEN, ÜBERSETZEN, ANEIGNEN: DIE DETAILS

Die Tortendiagramm-Elemente können für unterschiedliche räumliche Kontexte zu immer neuen räumlichen Figuren zusammengesteckt werden. Für die Wahl des Raums, in dem die Wanderausstellung installiert werden soll, wurde eine Checkliste erstellt, um die Gegebenheiten, die ein barrierefreier Raum strukturell haben muss, zu prüfen und allenfalls zu ergänzen.⁴

Das Spiel mit den Tortendiagramm-Elementen ist als räumliche Struktur die Basis für die Ausstellungsinhalte. Durch die Möglichkeit, rundherum zu gehen, bietet es die Möglichkeit der kollektiven Aneignung. Menschen mit unterschiedlichen Wahrnehmungsbedürfnissen können die Ausstellung zur gleichen Zeit erfahren, begehen und wahrnehmen.

In der räumlichen Abfolge markiert eine Station vorweg den Beginn des Ausstellungsrundgangs: Eine Stele mit einem verkleinerten Modell der Ausstellungsmodule bietet einführende Informationen zur Ausstellung in multisensorischer Form. So wird für sehbehinderte Menschen die räumliche Konfiguration der Ausstellung in verkleinerter Form wortwörtlich begreifbar, die Beschreibung der Ausstellung erfolgt also sowohl durch

⁴ Dieser Checkliste zufolge sind die meisten öffentliche Räume nicht annähernd barrierearm.



Foto: Stephanie Kressling

Detail Ausstellungsobjekt (Kippplatte und Multisensorium)

das Modell als auch durch eine Erklärung in verschiedenen Sprachen, in leicht verständlicher Sprache, in Brailleschrift und durch eine Audiostation. Ein Bodenleitsystem führt Blinde an die weiteren Ausstellungsmodule heran, auf den Modulen führt ein taktiler Streifen ihre Hand von Kapitel zu Kapitel. Ecken und Kanten ermöglichen es, den Blindenstock stationsweise abzustellen, die Hocker zum Sitzen lassen sich per Lasche leicht verschieben.

Speziell für die Ausstellung produzierte Inhalte werden generell in den unterschiedlichen Wahrnehmungsformen dargestellt: als Text mit gutem Kontrast, parallel dazu in Braille, als Leichter-Lesen-Text, als Hörstation, als Video in österreichischer Gebärdensprache mit deutschen Untertiteln.⁵

Originaldokumente wie Bilder, Filme, Objekte erhalten eine multisensorische Erklärtafel, die in allen oben beschriebenen Formen das Ausstellungsstück und die

⁵ Eigentlich sollten Gebärdensprache wie Untertitel mehrsprachig sein, was auch ein Platzproblem darstellt. Digitale Tools auf dem Handy könnten hier in Zukunft unterstützend tätig sein.

Information dazu übersetzt. Diese „Multisensorien“ beinhalten neben dem klassischen Label auf einer für sitzende Personen gut lesbaren Höhe ein Tablet mit Kopfhörer für Video und Audio sowie ein Mäppchen mit den Texten in unterschiedlichen Sprachen.

Durch das Engagement der Workshop-Teilnehmerinnen wurde nicht zuletzt deutlich, dass für sie vor allem die Gewissheit wichtig ist, dass alle Inhalte für alle da sind: ob in ihrer Sichtbarkeit, Lesbarkeit, Hörbarkeit, Verstehbarkeit, Begehbarkeit, Erreichbarkeit, Berührbarkeit oder Beispielbarkeit. Was uns leider trotz Bemühen und Ringen darum nicht bzw. nicht immer durchgängig gelang, wir aber doch trotz der wahrscheinlichen Unmöglichkeit der Vollständigkeit immer wieder anstreben sollten: Volle Teilhabe heißt das Vertrauen darauf, dass es keinen Ausschluss gibt, dass also kein Teil des Inhalts nur für manche präsent wäre. Das gilt für Ausstellungen ebenso wie für den öffentlichen Raum insgesamt.

Detail Ausstellungsobjekt (Multisensorium tastbares Tortendiagramm)



Foto: Stephanie Kressling

**WORKSHOP-TEILNEHMENDE
(IN ALPHABETISCHER ORDNUNG)**

Susanne Buchner-Sabathy
Karin Chladek
Barbara Doppler
Xenia Dürr
Beate Hattinger
Angelika Hornung
Edith Mansy Sadek
Martina Osanger
Evelyn Schmied-Wadda
Maria Schwarr
Marianne Scsepka
Ilona Seifert
Magdalena Tomczyk
Myfuong Tran
Margarete Waba

PROJEKTTEAM

Kuratierung:
MA 57/Stephanie Kiessling, Karima Aziz, Laura Wimmer

Ausstellungsarchitektur:
GABU Heindl Architektur/Gabu Heindl, Dorotea Mandic,
Lisa Schönböck, Jakob Grabher, Stana Marjanovic

Drucksorten- und Technikbetreuung:
MA 57/Susanna Stefan, Nina Heidorn

MODERATION WORKSHOPS

Leicht verständliche Sprache:
Elisabeth Udl (NINLIL – Empowerment und Beratung für
Frauen mit Behinderung)

ÖGS Dolmetsch:
Lidija Sammer, Veronika Newesely, Tina Ganeider, Eva
Wachter

Unterstützungsperson/Blindenverein Hilfgemeinschaft
der Blinden und Sehschwachen Österreichs:
Andrea Hutter, Martina Gollner, Petra Wrba

AUSFÜHRUNG AUSSTELLUNGSOBJEKT

Tischlerei Schwarzott

BODEN-BLINDEN-LEITSYSTEM

Bernhard Hruska

ENTWICKLUNGSZEIT

2018–2020

Dieser Text ist in einer Kurzfassung



unter: www.frauen.wien.at abrufbar